

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 15

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor: Hintermann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

immer zu kurz; Du magst mir das Bübchen auch gar nie gönnen.“ Anneli besann sich lächelnd einen Augenblick; dann flüsterte es, sich an das Ohr seines Mannes niederbeugend: „Wart nur ein wenig; im Frühjahr kann Jedes von uns ein Kleines auf den Armen halten.“

Christen schaute, ohne eine Antwort zu geben, mit nachdenklichem, fast besorgtem Gesichte zu seiner Frau auf und blickte dann ebenso nachdenklich und schweigend in den dunkelnden Abend hinaus. Anneli war darüber betroffen und es fühlte, wie über diesem Schweigen des Mannes ein unklares Bangen sich auf sein Herz legte. „Warum sagst Du nichts, Christen?“ fragte es nach einer Weile schüchtern.

„Ich habe an etwas gedacht,“ erwiderte er langsam.

„Und an was denkst Du denn, lieber Mann? Darf es Dein Frauele nicht auch wissen?“

„Ei freilich — warum solltest Du das nicht?“ gab er zur Antwort, „geht's Dich doch fast ebenso gut, wie mich selbst an. Aber sieh', ich habe schon lange gedacht, es könne nicht mehr so fortgehen, wie bisher, ich müsse noch etwas anderes anfangen und treiben.“

„Ich verstehe Dich nicht recht,“ sagte die junge Frau zweifelnd.

„Nun, das ist doch leicht zu verstehen. Sieh' nur, ich habe mir schon im Stillen Vorwürfe gemacht, daß ich die ganze Zeit hier oben eigentlich nie recht gearbeitet und nur so in den Tag hinein gelebt habe.“

„Das kann ich immer weniger verstehen.“

„Aber so halte mich doch nicht für so blind und gedankenlos,“ fuhr er fast unwillig fort; „oder meinst Du, ich sehe nicht recht gut ein, daß das Hauswesen hier seinen ungestörten Gang fortgehen würde, auch wenn ich gar nicht da wäre? Glaubst Du, ich bemerke nicht, daß alle Anordnung eigentlich von Dir ausgeht und daß Jedes sich nicht an mich, sondern an Dich wendet, wenn es etwas wissen oder tun will?“

„Aber mein Gott, wo willst Du denn mit all' dem hinaus?“ fragte Anneli leise.

„Einfach da hinaus, daß ich arbeite, wie Du auch, und wie Du das treibe, was ich verstehe. Ich will irgend einen Handel anfangen, mit Vieh, Käse, oder noch am liebsten den Holzhandel.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

Entgegen aller Erwartung komme ich ohne Zwischenfall ans jenseitige Ufer. Mein Führer steht noch drüben, und ich sehe, wie er eben die Schnapsflasche aus der Tasche zieht, um sich mit einem Schluck Aguardiente den nötigen Mut anzutrinken. Allein auch er gelangt ohne Unfall herüber und erleichtert ziehen wir den verschlammten Pfad durch den Urwald weiter. Der Weg, der nun folgt, ist noch schlechter als am Vortage, obschon ich das für ganz unmöglich gehalten hatte. Allein er wird im Verlaufe von kaum einer Stunde zum förmlichen Sumpf, durch den wir hindurch müssen, da ein seitliches Ausweichen des dichten Unterholzes wegen völlig ausgeschlossen ist. In kurzer Zeit sind wir bis an die Brust hinauf über und über mit Kot bedeckt, und auch unsere Träger, die uns inzwischen wieder eingeholt haben, sehen mehr wandernden Lehmklumpen als lebenden Menschen gleich. Zu allem Elende fängt es gegen zehn Uhr noch an wie mit Kübeln herunter zu gießen. Zunächst suchen wir uns unter einige

hohe Bäume zu flüchten, um wenigstens vor dem ärgsten Unwetter geschützt zu sein; nach kurzer Zeit jedoch müssen wir weiter, denn das Wasser steigt uns schon bis zu den Knien, und wenn es so weiter geht, haben wir keine Gelegenheit mehr, uns bis zu einer erhöhten Stelle durchzuarbeiten. Infolgedessen entschließen wir uns trotz der Sintflut, die sich über uns ergießt, zum Weitermarsche. Was nun folgt, gehört zum Schlimmsten, was ich während der ganzen Reise erleben mußte. Der Weg, der der tiefsten Stelle der leicht ansteigenden Talsohle folgt, verwandelt sich mehr und mehr in einen regelrechten Schlammstrom, dem zu entrinnen auch nicht die geringste Möglichkeit besteht. Eine regelrechte Panikstimmung hat alle ergriffen, und mit Schrecken denke ich daran, was aus uns werden soll, wenn wir mit unserem spärlichen Lebensmittelvorrat eine Woche oder noch länger in dem Sumpfe festgehalten würden. Bleischwer hängt das dicke Wollkleid, das ich noch immer trage, an meinem Leibe, und mit Mühe nur

bringe ich die schwergenagelten Bergschuhe im Weitererschreiten wieder aus dem Schlamm heraus. Am schlimmsten sind jedoch die Stellen, wo der Boden eine Mulde bildet und sich der von allen Seiten heranwälzende Schlamm auf dem schmalen Pfade bis zur Brusthöhe aufgestaut hat. Dabei ist die Temperatur immer noch empfindlich kühl, so daß wir in unseren tropfnassen Kleidern vor Kälte mit den Zähnen klappern. Trotzdem bleibt uns nichts anderes übrig, als uns durch den Sumpf weiter zu arbeiten, denn mitten im Schlamme drin können wir unmöglich übernachten. Zum Glück erreichen wir gegen ein Uhr Mittags an einer etwas erhöhten Stelle einige Quadratmeter Festland, wo wir die Nacht zubringen können. Da wir keine trockenen Kleider mehr in den mit Wasser gefüllten Kisten haben, ziehen wir uns einfach aus und versuchen mit den Blättern einer Fiederpalme einen kleinen Tambo zu errichten. Allmählig läßt der Regen etwas nach, so daß es nach mehr als einstündiger Arbeit auch gelingt, ein Feuer anzufachen, dessen geringe Wärme wohl zum Kaffeekochen, nicht aber zur Herstellung einer Suppe oder gar zum Kleidentrocknen reicht. So müssen wir uns zum Nachtessen mit einer Tasse voll Pinol (geröstetes Maismehl) und einer Handvoll spanischer Nüßchen, die die Träger mit sich führen, begnügen. Unsere Lage fängt an kritisch zu werden. Wenn der Regen in den nächsten Tagen mit gleicher Heftigkeit andauert, kommen wir unmöglich über die Sierra und müssen wohl oder übel durch den Sumpf, dem wir eben entronnen sind, zurück nach Baeza oder gar nach Papallacta, um uns neu zu verproviantieren. Die Träger allein zurückzusenden, um Lebensmittel zu holen, geht nicht an, da sie trotz aller gegenteiligen Versprechungen einfach zu Hause bleiben würden. Gegen Abend sinkt die Temperatur beträchtlich, der Regen setzt von neuem ein, und da wir nicht nackt auf dem Boden schlafen können, bleibt uns nichts anderes übrig, als die notdürftig ausgewundenen nassen Kleider wieder anzuziehen.

8. Reisetag seit Quito. Lager zwischen Sierra de Guacomayo und Rio Zondachi. Der Schrecken ist vorüber. Die Sierra liegt hinter uns, und der Weg nach Archidona ist frei. Nachts hat der Regen etwas nachgelassen, um am Morgen von neuem einzusetzen. Sobald es tagt, brechen wir ohne Frühstück auf. Da wir kein

Petrol mehr haben, hätten wir sowieso kein Feuer zustande gebracht. Durch die nassen Kleider wird man im Sumpfe nur gehemmt, so haben wir sie für den Marsch wieder ausgezogen. In Badehosen und Bergschuhen ziehe ich den andern voraus, um bei den tiefsten Stellen den besten Durchgang für die Träger ausfindig zu machen. Die Yumbo-Indianer, die hier regelmäßig durchziehen, haben an besonders kritischen Stellen Baumstämme in den Sumpf geworfen. Allein da man diese nicht sieht, muß man sie in der Tiefe mit den Füßen zu ertasten suchen, da man sonst ins Bodenlose gerät. Am meisten Schwierigkeiten macht uns der älteste Träger. Zwar hat ihm die Frau freiwillig den größten Teil der Last abgenommen, so daß diese, verglichen mit unserer eigenen, lächerlich gering ist; trotzdem schlipft er alle Augenblicke aus und vermag sich in dem Schlamme nicht mehr allein zu erheben. Am besten wäre es, wenn er zurückgehen könnte; doch da wir außerstande sind, ihm den nötigen Proviant für die Heimreise zu geben, und wir befürchten, daß ihm unterwegs etwas zustoßen könnte, muß er wohl oder übel weiter mit uns ziehen. An den ärgsten Stellen reicht uns das Wasser bis zu den Schultern, und von Zeit zu Zeit sehen wir kleine Schlangen über die Oberfläche schwimmen, so daß ich manchmal wünsche, ich hätte meine Kleider nicht ausgezogen. Dabei gießt es den ganzen Vormittag weiter wie mit Kübeln, und von den seitlichen Höhen strömen immer neue Schlamm- und Wassermassen dem schmalen tiefeingefressenen Pfade zu. Gegen Mittag wird das Wetter zum Glück etwas besser, das Terrain steigt stetig an, und von Zeit zu Zeit kommen einige Stellen festen Landes, wo wir ausruhen, um das Verlaufen der vom Berge herniederschließenden Strudel abzuwarten. Der Weg selbst wird immer eigenartiger. Festeres Gestein ist nirgends sichtbar. Die Höhenzüge bestehen aus einer halb lehmigen, halb mergeligen Erde, die von einer dichten Humusschicht bedeckt ist. Da wo jedoch die Vegetation fehlt, d. h. auf der durch den Wald gehauenen Picade, ist der Humus längst verschwunden, und die darunterliegende weiche Erde setzt der Erosion durch die furchtbaren Regengüsse nicht den geringsten Widerstand entgegen. Infolgedessen ist der über die Sierra de Guacomayo meist steil aufwärts oder abwärts führende Weg zu einer oft drei und mehr

Meter tiefen Schlucht geworden, die an ihrer Sohle kaum so breit ist, daß man mit der Schuhsohle den Boden erreicht. Und da die Wände zu beiden Seiten beinahe senkrecht emporsteigen, gibt es Stellen, wo man mit breiteren Gepäckstücken kaum hindurchkommt. Ein Abweichen vom Pfade ist der dichten Vegetationsdecke wegen, die bis an die Ränder der schmalen Wegschluchten reicht, vollständig ausgeschlossen, es sei denn, man wollte einen neuen Pfad durch das tropfnasse Unterholz schlagen. So bleibt denn nichts anderes übrig, als mit der Machete, d. h. dem langen Buschmesser, den Pfad an den engsten Stellen so weit zu verbreitern, daß wir mit den Risten hindurchkommen. Wo die Wegschlucht nach oben breiter wird, genügt es auch, links und rechts Stufen in das Erdreich zu hauen, daß wir bis zu den breiteren Stellen emporklettern können. Dabei dürfen wir nicht zu dicht hintereinander marschieren, weil es wiederholt vorkam, daß der vorderste Träger an besonders steilen Stellen den Halt auf der schlüpfrigen Unterlage verlor und samt seinem Gepäck auf die nachfolgenden herunterfiel. Auf diese Weise hat mein Führer sich eine böse Verstauchung der rechten Hand zugezogen, die ihm das weitere Vorwärtstommen beinahe verunmöglicht. Wir binden ihm deshalb einen Strick um den Leib, an dem wir ihn an den ärgsten Stellen heraufziehen. Etwa um zwei Uhr nachmittags erreicht die Schinderei ihren Höhepunkt, da zu allem Elend wieder ein Platzregen einsetzt und der Grund der Wegschlucht durch die herniederströmenden Wasser zum reißenden Bache geworden ist. Nun kommen wir nur noch vorwärts, indem wir fortgesetzt Stufen schlagen und mit gespreizten Beinen etwa in halber Höhe der Schlucht weiter zu schreiten suchen. Zum Glück erreichen wir bald die Höhe der Sierra, wo der Weg einem Abhang entlang eben weiter führt. Zwar müssen wir auch hier stellenweise noch knietief durch Schlamm und Wasser, allein das Vorwärtstommen ist weniger mühsam, und ich nicke meinem Führer verständnisvoll zu, als er wieder sein anerkennendes „buen camino“ (guter Weg) hören läßt. Gegen drei Uhr jedoch setzt der Regen, der eine zeitlang aufgehört hat, mit neuer Heftigkeit ein, und nun geht's jenseits durch gleiche halssbrecherische Wegschluchten bergab. Wieder müssen wir der unvermeidlichen Abstürze wegen in größeren Abständen marschieren oder besser gesagt klettern. Am schlimmsten dran ist

der Führer, der nur noch die linke Hand und den rechten Ellbogen zum Anstemmen benützen kann. Ich gehe deshalb als letzter, wobei ich ihn der Sicherheit halber am Seile festhalte. Während wir so mühsam abwärts klettern, ertönt vorn plötzlich ein Schrei und ein Gepolter. Der vorderste Träger ist mit seiner über fünfzig Kilo schweren Kiste ausgerutscht und liegt festgeklemmt auf dem Grunde der Schlucht, während ihm das durch das Gepäckstück aufgestaute Wasser in Strömen über den Kopf heruntersprudelt. Da er durch das Schulterband an die Kiste festgebunden ist und nicht loskann, schreit er jämmerlich um Hilfe. Ihm solche zu bringen, ist jedoch sehr schwer. An zweiter Stelle, etwa fünf Meter über ihm, steht die Indianerin, die, selbst schwer beladen, ebenso wie auch der hinter ihr stehende, stets jammernde Alte die größte Mühe haben, „ihre Position zu behaupten“. In Eile binde ich meine eigene Bürde an einer herunterhängenden dicken Wurzel fest und klettere, so rasch es geht, an den andern vorbei und zum Teil über sie hinüber nach vorn. Die Sache ist ziemlich schlimm, denn auch nachdem ich die Kiste soweit emporgezogen habe, daß der Träger davon befreit ist, vermag er nicht allein aufzustehen. Er scheint den einen Fuß verstaucht zu haben und vermag nicht mehr darauf zu stehen. Nachdem ich seine Last an den Seitenwänden genügend festgeklemmt habe, daß sie nicht wieder ins Wasser zurückrutscht, helfe ich dem Verunfallten, so gut es geht, bis zu dem zum Glück ziemlich nahen untern Ende der Wegschlucht. Unterdessen sind die andern nachgekommen und da die Stelle, wo wir uns befinden, leidlich eben ist, beschließen wir, hier das Lager aufzuschlagen. Der Boden ist zwar arg versumpft und kotig, auch hat der Regen noch keineswegs aufgehört, allein nachdem wir das Unterholz auf der Seite entfernt und eine Menge abgehauener Äste und Zweige als Unterlage übereinander geschichtet haben, bringen wir ein leidlich sauberes, wenn auch tropfnasses Lager zustande. Und während ich dem verunfallten Träger kalte Umschläge um den geschwollenen Fuß mache, schleppen die Frau und der Alte riesige Palmblätter herbei, um damit einen anspruchlosen Tambo herzustellen. Das Nachtessen ist recht mager. Auf den Versuch, ein Feuer anzufachen, müssen wir verzichten, da er zum vorneherein aussichtslos gewesen wäre. Außer Reis und durchnäßigtem Zucker gibt's

nach der schweren Tagesarbeit nichts als je eine Handvoll geröstetes Maismehl und je ein halbes Duzend spanische Nüßchen. Allein trotz dem nagenden Hunger sind wir alle froh, denn die gefürchtete Sierra liegt hinter uns und nun kann uns auch das größte Unwetter nicht mehr an der Erreichung unseres Zieles hindern.

9. Reisetag seit Quito. Lager zwischen Rio Zondachi und Archidona. In der Nacht ist wieder ein stundenlanger, fürchterlicher Regen herniedergegangen. Da wir in der Dunkelheit nicht aufbrechen konnten, mußten wir bis zum Morgen in dem auf unserem Lagerplatze angesammelten Schmutz und Kote liegen bleiben. Zum Glück läßt der Regen bei Tagesgrauen etwas nach, und sobald es genügend hell ist, brechen wir auf. Der gestern verunfallte Träger vermag, nachdem wir ihm den größten Teil seiner Last abgenommen haben, erfreulicherweise wieder zu gehen. Um den knappen Vorrat an Pinol zu sparen, verzichten wir auf das Frühstück, dafür zählt der Führer unterwegs all die guten Sachen auf, die wir in Archidona bekommen sollen. Von solch angenehmen Vorstellungen getrieben, ziehen auch die Träger tüchtig aus. Der Weg wird stellenweise etwas besser, was offenbar mit einer Änderung der Bodenbeschaffenheit zusammenhängt. Von den seitlichen Gängen strömen zwar noch immer unzählige Bäche in großen Strudeln auf den Pfad herunter, allein dieses Wasser ist kristallklar, und der Schlamm auf dem Wege ist zum größten Teil verschwunden. Auch die Temperatur, die bei Sonnenaufgang noch zwölf Grad betrug, steigt gegen Mittag nahezu auf zwanzig. Sobald der Pfad ein rascheres Vorwärtsschreiten zuläßt, eile ich den Trägern und dem Führer voraus, um als erster die uns schon in Papallacta als vom

Einsturz bedrohte Brücke über den Rio Zondachi zu erreichen. Gegen ein Uhr mittags öffnet sich der lichte Hochwald plötzlich, und im Sonnenglanz gebadet liegt der reizende und hochgeschwollene Rio Zondachi vor mir. Der Fluß hat sich tief in den hier felsigen Boden eingefressen, und die Brücke, die uns über die schmale, aber tiefe Schlucht führen soll, ist in bedenklichem Zustande. Gleich dem Übergang über den Cosanga besteht sie nur aus zwei Drahtseilen und quer darüber gelegten, roh zubehauenen Holzstücken. (Siehe Abbildung.) Die Stützpfähle, an denen die Seile hängen, sind so morsch, daß man große Stücke davon mit den Händen abbrechen kann. Das ist schlimm, weit schlimmer, als ich gedacht. Auch die Holzseite,



Morsche Drahtseilbrücke über die Schlucht des Rio Zondachi.

die den Boden der Brücke bilden, sind total verfault. Die dichte Vegetationsdecke der beiden Steilufer verhindert zwar an dieser Stelle den Blick in die Tiefe, allein von unten dringt unheimlich das Tosen der erregten Wassermassen herauf. Da die Brücke nach meiner Ansicht bei der geringsten Belastung einstürzen wird, versuche ich, an einer günstigen Stelle in die Tiefe zu klettern, um zu sehen, ob der Fluß nicht

terzt, so unternimmt auch der Dritte den Versuch. Dieser gelingt und dadurch ermutigt, folgt auch der Zurückgebliebene ohne weiteren Zwischenfall nach. Auf diese Weise von der Tragfähigkeit der Brücke mehr oder weniger überzeugt, kletterte ich wieder hinauf und versuche den Übergang meinerseits. Unbeschadet gelange auch ich ans jenseitige Ufer und warte dort die Ankunft des Führers und der Träger ab. Diese



Lastenträgende Dumbo-Indianer mit Speer und Blasrohr.

durchschwimmbar sei. Unten angekommen, wird mir aber sofort klar, daß auch dies ganz unmöglich sei. Während ich nach der Brücke hinaufschaue, sehe ich bei dieser, jedoch am jenseitigen Ufer, plötzlich drei Dumbos. Sie wollen ebenfalls hinüber, bleiben aber, durch den bedenklichen Zustand der Brücke mißtrauisch geworden, zögernd stehen. Unvermutet entschließt sich jedoch der vorderste, den Übergang zu wagen. Mit gespreizten Beinen, gleich wie wir es an der Cofangabrücke gemacht haben, schreitet er langsam vorwärts und gelangt ohne Zwischenfall herüber. Dadurch ermutigt, probiert es auch der Zweite. Beim ersten Schritt bricht er aber ein und vermag sich nur durch einen raschen Griff nach dem Drahtseil vor einem unfehlbar tödlichen Sturz in den tosenden Fluß zu retten. Kaum ist sein Kamerad wieder hinaufgeklet-

erscheinen schon nach wenigen Minuten und sind froh, wie sie mich schon auf der anderen Seite sehen. Nun ist der Übergang nicht mehr schwierig. Der Führer holt das große Beil hervor, schlägt einen starken Pfahl in den Boden, worauf er mir dasselbe herüberwirft, damit ich das Gleiche auf meiner Seite mache. Sobald dies geschehen ist, schleudert er das Gletscherseil herüber, das wir doppelt nehmen und so in Brusthöhe an den Pfählen befestigen, daß wir es nachher ohne Mühe auf unsere Seite herüber ziehen können. Nun wird jeder Einzelne mit einer losen Schlaufe aus einem starken Lederriemen an dem Seil befestigt und gelangt so trotz der schweren Lasten ungefährdet über die zerfallene Brücke. Erleichtert atme ich auf, wie alles drüben ist und das Seil gelöst wird. Nun liegt auch das letzte Hindernis, das uns noch

von Archidona trennte, hinter uns und wir können wieder frohen Mutes in die Zukunft schauen. Unweit der Brücke steht ein großer Tambo, der beste, den wir bis anhin getroffen. Leider ist es erst drei Uhr und zum Lagern noch zu früh. Allein da die Temperatur auf der Richtung 26 Grad beträgt und genügend trockenes Holz zum Feuern herumliegt, beschließen wir, unter dem Tambo zur Befriedigung des nagenden Hungers eine Suppe zu kochen. Im Tambo selbst erleben wir freilich noch eine Überraschung unangenehmster Art. Nachdem wir das Feuer angefacht und den Kochtopf darauf gestellt haben, setzen wir uns ahnungslos auf das dürre Laub des Bodens. In dem Augenblick jedoch, wo ich mich ebenfalls niedersehe, spüre ich unter mir eine Bewegung, und gleichzeitig schreit der Führer entsetzt „Culebra“. Nun erst bemerke ich, daß ich mich auf eine unter dem Laub halb versteckt gewesene etwa sechzig Zentimeter lange Giftschlange gesetzt habe. Das erschreckte Tier schießt über meine nackten Beine, dann über die des Führers und der Indianer und sucht schließlich Zuflucht in dem dürren Holz, das wir in größeren Mengen rund um den Kochfessel aufgeschichtet haben. Da es sich dort aber offenbar gebrannt hat, macht es wieder Kehrt und schießt zwischen uns hindurch nach dem Hintergrund des Tambos. Alles das hat sich mit Blitzesschnelle abgespielt. Wir saßen während dem ganzen Vorgange wie erstarrt und wagen uns erst wieder zu rühren, wie die Schlange bereits verschwunden ist. Nun wird der ganze Boden des Tambos durchstößt, wobei die Indianer das dichte Laub einfach mit den nackten Füßen aufwühlen. Erst nachdem wir uns überzeugt haben, daß eine weitere Gefahr nicht mehr besteht, können wir uns an die inzwischen fertig gewordene Suppe machen. Um fünf Uhr endlich brechen wir auf, um vor Sonnenuntergang noch möglichst weit vorwärts zu kommen. Leider hat der Regen von neuem eingesetzt, doch ist der Weg bedeutend besser als am Vortage, und so marschieren wir auch nach eingetretener Dunkelheit bei Laternenschein durch den finsternen



Schlangen-Tambo beim Rio Fondachi.

Wald, bis wir um neun Uhr einen primitiven Tambo erreichen, wo wir zu lagern beschließen.

So weit das Tagebuch. Was nachher noch folgte, war Kinderspiel gegenüber dem, was hinter uns lag. Am zehnten Tage seit unserer Abreise von Quito, nachmittags drei Uhr, kamen wir endlich aus dem düsteren Walde heraus und erblickten bald darauf die ersten, lang ersehnten Häuser von Archidona.

Das eigentliche Dorf, bestehend aus einem halben Duzend Bambusbauten, lag zwar noch eine Viertelstunde weiter südlich, doch machten wir schon bei der ersten stattlichen Siedlung eines Weißen halt, um dort unser Quartier zu beziehen. Der Besitzer empfing uns sehr freundlich, und an den Speisen, die er uns alsbald vorsezte, konnten wir erkennen, wie gut man im Oriente zu leben versteht und daß an hochwertigen Nahrungsmitteln dort wahrlich kein Mangel herrscht. Nacheinander servierte uns der Mann nämlich Milch und Käse, Eiersuppe, Hühnerbraten, Rindfleisch, gesottene Mandioke (eine kartoffelähnliche Knollenfrucht), gesottene und gebackene Bananen, sowie saftige Naranjitos *). Zum Schluß gab's zudem noch schwarzen Kaffee und ausgezeichneten Tabak. Daß wir uns nach den Strapazen und der Hungerkur im Sumpfwalde bei einer solchen Kost wohl fühlten, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Zu der nach der Fastenkur doppelt an-

*) Eine orangenähnliche Frucht.

genehmen Schwereempfindung im Magen kam das frohe Gefühl des sicheren Geborgenseins. Man lag wieder in trockenen, wenn auch noch keineswegs sauberen Kleidern, vor unangeneh-

men Überraschungen geschützt, bequem in der Hängematte, hatte ein sicheres Dach über dem Haupte und brauchte sich für die nächste Zukunft keinerlei Sorgen hinzugeben. (Fortsetzung folgt.)



Anselm Feuerbach: Lesbia mit dem Vogel.

Vier Liebeslieder.

Von Rudolf Schneyer.

Liebeslied.

Kämeß du, ich würde offen stehn;
ohne deine Füße anzustoßen,
könntest du durch alle Pforten gehn,
um dich in dem Reiche umzusehn,
das ich deinem Eingang aufgeschlossen.

Alles würde dir entriegelt sein,
gute Geister würden dich begleiten,
alle Dinge in mir wären dein,
kämeß du und träteß in mich ein,
um durch meine Seele hinzuschreiten.